# Weltwochenschau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 7

PDF erstellt am: **28.03.2024**

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

gerische Traurigkeit, die zu dem sonstigen Gebahren des fröhlichen Mädchens nicht paßte?

Gewiß würde sie eine prächtige Hausfrau abgeben, die Erika, deren blühende, schlanke Gestalt da neben dem Manne lehnte, der sie nachdenklich betrachtete. Wie mußte das Mädchen, das die Führung eines fremden Haushaltes so gewissenhaft erledigte, erst voll Eifer in der Verwaltung des eigenen sein — doch nein, es schien Andreas unmöglich und undenkbar, daß Erika noch mehr zu leisten imstande sei, als sie bei ihm vollbracht hatte.

In ihrem eigenen Haushalte — das waren Worte, deren Sinn Andreas nicht fassen konnte. Erika, seine Erika — doch nicht! Er hatte ja kein Recht, sie so zu nennen, sich in seinem Innern empört aufzulehnen, daß sie, die Tüchtige, an der Seite eines braven Mannes ihr eigenes Heim gründete. — —

Durch den blanken Himmel zog jetzt ein einsames, weißes Wölkchen. Es war, als würde es vom Monde angezogen. Es segelte langsam vorbei, und sofort glitten rosige, grüne und lila Farbentöne darüberhin, und es war wie ein zarter Regenbogen, der am Mond vorbeizog. Wie ein Lächeln der Nacht war es.

Die Nacht verrichtete ihr Werk. Sterne fielen, andere zogen weiter, und der Mond verstrahlte all' sein kostbares Silber und sank dann mit niedergeschlagenen Augen langsam im Westen hinunter. Alles schlief jetzt den schweren Schlaf der Erde. Alles war mit der Erde ein Herzschlag, ein Atem, eine Stille und ein Leben ...

Andreas stand jetzt dicht neben Erika; seine große, schwielige Hand tastete nach der kleinen des Mädchens.

„Erika", begann er mit einer Stimme, die rauh klang vor innerer Bewegung — „wann verläßt du uns, das Kind und mich, um des Felix Frau zu werden?"

Langsam machte das Mädchen eine verneinende Gebärde: „Heilige Mutter Gottes, hilf, rate du mir! — Wie sie mich quälen, heute der eine, morgen der andere! ... Wie kann ich denn dich und das Kind allein lassen, wo ihr so sehr meiner bedürft ... Es ist ja wahr, daß Felix auf meinen Entschluß drängt, endlich Hochzeit zu machen ..."

„ ... Und was hast du beschlossen, Erika?" kam es zögernd über die Lippen des Mannes, der fühlte, daß es seine Pflicht gewesen wäre, das zwischen Opferwillen und Liebe schwankende Mädchen mit freundlichem Rat zu unterstützen ...

Da drang aus dem Innern der Stube, wo Erikas Bett stand, in welchem sie mit dem Kinde schlief, ein greinender Laut. Flugs war sie weg, zündete ein Licht an und sah nach dem schlafenden Kinde, das wohl ängstlich träumen mochte, denn das schmale Gesichtchen zuckte bänglich.

Beide, der Vater und das Mädchen standen am Bettrand, über das Kind gebeugt und warteten auf sein Erwachen, besorgend, daß es über ein Leiden klagen werde.

Bange Gedanken furchten die Stirne des Mannes, schwere Sorge sprach aus seinen Zügen. Was sollte werden, wenn das Kind krank würde und Erika wäre nicht mehr im Hause? Und doch — er hatte kein Recht, das Mädchen zurückzuhalten; wie um sich selbst zu bezwingen, sagte er: „Es wird nichts sein, Erika, sieh, der Kleine ist schon ruhiger; sollte es aber ärger mit ihm werden, und du bist nicht mehr hier, so bitte ich die Base Anna, sich unserer anzunehmen ... Und später, später werde ich mich wohl selber um eine Hausfrau kümmern müssen ...."

Erika schwieg noch immer, und als sie sich tiefer über das Kind beugte um es aufzunehmen, rollten zwei Tränen über ihre Wangen. Nun schlug der Kleine die Augen auf und lächelte freundlich, als er die gewohnten Gesichter sah.

„Nicht fortgehen, Erika! Ich will immer brav sein! Mir hat geträumt, du wärst fortgegangen, weil ich unfolgsam war."

„Nein, mein Kind, ich geh' nicht von dir!" tröstete das Mädchen den Kleinen, während er schlaftrunken das Köpfchen an ihre Schulter schmiegte. Gleich darauf war er aber wieder munter, schlang die Arme um ihren Hals und auch um den des Vaters, solcherart die beiden geliebten Menschen mit liebevoller Gebärde umfassend.

Nun ruhte Erikas Wange an dem bärtigen Gesicht des Andreas, der seinen Arm um ihren Leib legte ...

„Ich bleib' bei euch, daß du's nur weißt, Andreas", sagte jetzt mit nassen Augen das Mädchen — „ist lasse euch nicht, weder das Kind, noch dich; ich hänge mit jeder Faser meines Lebens an euch — nur an euch ... Felix kann mich nicht zwingen, die Seine zu werden, wenn ich ihm sage, daß ich dein bin — und ein Versprechen nicht einlösen kann, das ich ihm seinerzeit aus Freundschaft gegeben. Möge er darüber denken wie er will, was kümmert's mich — wenn ich euch habe, dich und das Kind — ohne die ich nicht leben mag ..."

Eine glühende Röte stieg bei diesen Worten in Erikas Antlitz. Sie preßte es schnell an die breite Mannesbrust, damit Andreas dessen nicht gewahr werden sollte. Als ob die Dunkelheit nicht ihren schützenden Schleier darüber gebreitet hätte.

Andreas aber drückte einen langen Kuß auf ihren schimmernden Scheitel. „Eine heilige Nacht", sagte er still und sah zum Himmel auf, der voll von bleichen Sternen war. Sie lagen ringsum zerstreut wie weißer Sand, hie und da zusammengerafft wie Haar, und einige hellglitzernd und zitternd vor Klarheit.

Alle Tiefen des Himmels waren geöffnet, und wie dünner Weihrauch lief die Milchstraße darüber hin. — —

*

## Kirchliches vor 200 Jahren

(Korr.) Bereits Ende des 17. Jahrhunderts kamen deutsche Pietisten in die Schweiz, die ähnlicherweise wie die Wiedertäufer und die Hugenotten sich mit der toten Rechtgläubigkeit und dem Glaubenszwang der Staatskirche nicht befreunden konnten und separate Versammlungen abhielten. Daß auch bernische Untertanen sich dieser Bewegung anschlossen, war der Regierung nicht recht. Sie maßregelte die Studenten wie Samuel Luzius, verbannte die Patrizier wie Beat von Muralt und Friedrich von Wattenwyl und erließ 1736 ein Mandat, auf verdächtige Schwärmer, Quäker, Pietisten und dergleichen Leute ein wachsames Auge zu haben und sie ja nicht zu beherbergen. Die Chorgerichtsverhandlungen, welche damals von den Predikanten protokolliert wurden, geben uns manch einen interessanten Einblick in das Glaubensleben des Bernervolkes. Die Separation der „Sektierer", wie die Pietisten von den Amtspersonen genannt wurden, lag selbstverständlich auch den Pfarrern nicht recht. So schrieb am 31. Januar 1736 Pfarrer Ris von Lauperswil dem Dekan Fueter, die Neuerung betr. die acht Passionspredigten sollte durch die Regierung in den Gemeinden öffentlich notifiziert werden, „damit die heimlichen Täuferköpfe uns nicht einer Faulheit oder andern sachen anklagen könnten." Sonderbarerweise hatte nämlich die Kapitelsversammlung von 1734 verlangt, daß die Zahl der Passionspredigten in der Hohen Woche auf acht herabgesetzt werden.

# Weltwochenschau

## In 100 Jahren

Vielleicht stimmt man in hundert Jahren ein großes Gelächter an über die „große Zeit", die wir Heutigen gestalten... oder verunstalten! Dies und das, wenn wirs richtig bedenken, kann auch schon u n s ein gesundes Lachen entlocken. Sprechen wir z. B. einmal von unserer Hilflosigkeit, sobald es sich um die „nationalwirtschaftliche Buchhaltung" handelt, über deren einzelne Posten wir uns öfters hintersinnen.

Da kommt die „ s c h w e i z e r i s c h e H a n d e l s k a m m e r" und richtet eine Eingabe ans Bundeshaus, verlangt, daß bei den SBB gründlich saniert werde, und sagt auch gleich wie. Die 50 Millionen jährliches Defizit über die schon vorher hohen Schulden hinaus müssen verschwinden. Natürlich muß

sie der Bund übernehmen. Dann muß das Dotationskapital richtig verzinst, dabei die Tarifgrenze herabgesetzt, die „Verkehrsteilung" zwischen Bahn und Auto aber so angesetzt werden, daß jedes industrielle Werk frei transportieren kann, unbekümmert um die Bahn, und daß auch Autoverkehrsunternehmungen kaum angetastet werden.

In hundert Jahren wird man vielleicht fragen, warum nicht der Bund beschlossen, durch geeignete Maßnahmen allen vorhandenen Verkehr solange den SBB zuzuhalten, bis die Entschuldung auf einen tragbaren Stand gesunken. Und wird beifügen, daß die Schulden, die doch eine der wichtigsten Anlagen des privaten Vermögens gebildet, „erstaunlicherweise" den privaten Vermögenden Angst gemacht hätten!

Und noch etwas wird man in hundert Jahren fragen: Wie konnte die Schweizerische Handelskammer noch anno 37 die Sanierung durch weitere Beschneidung der bei den SBB angestellten Konsumenten befürworten! Warum sah sie nicht, daß mit der Konsumentenschädigung die Basis der Kapitalanlagen geschädigt wurden!

In hundert Jahren wird man etwa auch staunen über die Sorgen, welche das Defizit der Alkoholverwaltung auslöste. Wie, man rechnete mit diesen Millionen, als wären sie verloren, und man sah nicht, daß der Schnapskonsum dank dieser Last auf ein erträgliches Maß sank?

In hundert Jahren wird man sich wundern über den Streit, den fünf Rappen Brotpreiserhöhung ausgelöst. Warum, wird man fragen, hat Zürich den Bundesrat gebeten, rasch die gesetzlichen Grundlagen zu schaffen, damit zwischen der Stadt und den Produzenten- und Handelsorganisationen über die Verhinderung jener Erhöhungen verhandelt werden könne! Warum wurde nicht einfach verfügt, die Preiserhöhungen seien durch Lohnausgleich wettzumachen. Warum fürchtete man eine Ueberwälzung erhöhter Löhne auf die Preise? Warum sah man nicht, daß dadurch auf der ganzen Linie die Verdienstbasis erhöht wurde?

In hundert Jahren wird man beklommen fragen, ob die Schweizer nicht gelesen, wie der Missisipi überschwemmt, wie 50 000 km² Land (mehr als der ganze Schweizerboden!) geräumt werden mußten! Und wenn sies gelesen, warum sie trotzdem Händel ausfochten, wie den Handel von La Chaux de Fonds und die Krakeelereien bei den Migros-Wahlversammlungen im Aargau! Wieso, werden die Menschen von 2037 fragen, hielt es ein alt Bundesrat Musy für notwendig, im Uhrmacherneſt über die Unmöglichkeit des Kommunismus in der Schweiz zu referieren? Warum schrieben die Zeitungen, es sei dabei von kommunistischen Stoßtrupps ein Mann erschlagen worden? Warum verschwiegen mehrere dieser Zeitungen die Wahrheit, daß der ärztliche Befund Herzschlag auf Grund eines alten Leidens ergeben? Wieso glaubten in Lenzburg und Wohlen die Gegner des Migros, ihrem Feinde Propaganda machen zu müssen, indem sie Duttweiler und seine Mitredner am Sprechen hinderten und vor den Lokalen ausgröhlten? Warum?

Ja, warum sahen die Menschen von 1937, unter anderm auch die Schweizer, so oft nicht über die eigenen kurzen Nasen hinaus?

## Offensive allerorten

Durch den Fall Malagas hat nicht nur die spanische Republik, sondern der britisch-französische Block und die ganze europäische Demokratie einen schweren Schlag erlitten. Vor allem einen moralischen Schlag, der sich zunächst in Spanien, vielleicht aber nur zu bald auch außerhalb des schwer heimgesuchten Landes bemerkbar machen wird.

Es war ja vorauszusehen, daß ein Angriff auf Malaga den Rebellen leichter als bei Madrid Erfolge bringen werde. Denn die Position des isolierten Hafenortes sah strategisch bedenklich aus. Zu Lande gibt es keine direkte Verbindung mit dem Gebiete, das fest in den Händen der Regierung von Valenzia liegt. Zur See beherrschen seit langem die besser geführten Rebellenschiffe alle Wege, und wo sie dies nicht tun sollten, stehen bestimmt „Fremdenlegionäre" in U-Booten, die Franco pro forma gekauft, zur Verfügung, um die Wagschale in der richtigen Schwebe zu halten. Ein Vorstoß der Regierungsabteilungen aus der Gegend nördlich von Cordoba stößt auf unüberwindliche Schwierigkeiten; wo nicht die gegnerischen Besatzungen die Wege sperren, da ragen aller Orten die Mauern der Gebirge; es blieb nur die schmale Küstenzone südlich der Sierra Nevada übrig, oder eine wuchtige Entlastungsoffensive, die den Einsatz von Francos Reserven bei Malaga verhindern konnte.

Mit schwachen Stößen ist diese Offensive eröffnet worden, und republikanische Truppen stürmen an vielen Orten des Guadianatals vor, berennen längstgenannte Orte wie Montore, Monte del Rey und eine Reihe von Brückenköpfen. Aber zu spät! Nach der Eroberung der Hafenstadt bleibt den roten Truppen (hier sind sie wirklich rot), nichts übrig, als sich durch die Gebirge östlich durchzuschlagen oder sich niedermachen zu lassen. Ein „zweites Madrid" wird in Malaga nicht entstehen, aller spanischen Tapferkeit zum Trotz.

Es fehlt der Republik an militärischen Führern, ganz offensichtlich. Und ... der ganzen europäischen Demokratie an politisch aktiven Führern! Fast unmöglich scheint es vernünftiger Ueberlegung zu sein, daß die Franzosen und Engländer Mussolini erlauben, sich den Hafen zu erobern, den er zur Landung seiner Freiwilligen ins Auge faßte: Malagas. Die Route nach Cadix war länger, Cadix war für die Zufuhren aus Deutschland und Italien fast zu klein. Nun aber wirds mit einem Schlage anders. Die Zehntausende von italienischen Freiwilligen, die allwöchentlich in Francos Fremdenlegion eingereiht werden, gehen künftig auf eigener Basis vor. Valencia hat mit dem Flankenstoß aus dem Südwesten zu rechnen ... bis heute eine in weiter Ferne liegende Wendung.

Parallel mit Francos Offensive, die übrigens auch bei Madrid gefährlichen Geländegewinn erzielte, geht Hitlers diplomatischer Angriff gegen die Engländer. Angekündigt war sie in seiner Rede, wo er vom Erwerb ehemaliger deutscher Kolonien gesprochen. „Deutschland hatte sich ein Kolonialreich geschaffen, ohne jemandes Besitz wegzunehmen." Mit andern Worten: Was heute zumeist die Engländer als „Mandate des Völkerbundes" verwalten, das gehört rechtens den Deutschen. (Nicht etwa den Negern!) Also, England, heraus mit dem gestohlenen Gut! England erwartet einen Vorstoß des deutschen Gesandten Rippentrop. Und Außenminister Eden geht für 14 Tage nach dem Süden, um die Forderungen des mißbeliebigen Mannes nicht selbst entgegennehmen zu müssen. Das soll Lord Halifax tun. Mit Rippentrop spricht man überhaupt nicht gern. Hat er sich nicht erlaubt, bei einem diplomatischen Empfang den britischen Herrscher mit dem Hitlergruß zu „ehren?" Und zwar dreimal? So berichtet die britische Presse.

Eine sonderbare Form, mit den deutschen Forderungen umzugehen! Und für uns kontinentale Europäer immer eine unverständliche Form. Aus der Presse Englands klingt den Deutschen ein allstimmiges „Nein" entgegen. Und echt britisch wird gefolgert, um überhaupt auf dergleichen Fragen einzugehen, brauche es die Zustimmung des Völkerbundes. Also immer noch die vage Hoffnung, das Dritte Reich werde sich unter irgendwelchem Vorwande nach Genf lootsen lassen? Oder nur eine höchst bequeme Formel, um Hitlers Verlangen bedauernd abzulehnen? Beides spielt mit; immer noch geben sich die Briten so, als ob sie noch auf ein allgemeines Palaver hofften, trotzdem aus Deutschland die Ablehnung jeder kollektiven Abmachung, seis im Völkerbund, seis im Schoß der Locarnomächte so deutlich als nur möglich geklungen. Und immer noch tut man in London so, als sei ein höflich abgelehnter Vorschlag Hitlers auch wirklich abgebremst.

Dabei ist offensichtlich, daß der neue Einsatz Francos, diesmal mit verstärkten deutschen und zugleich italienischen Beständen, und mit einem Materialaufwand, der alle bisherigen Anstrengungen in den Schatten stellt, von Hitler und Mussolini als Pression gegen die widerstrebenden Engländer gedacht ist. Malagas und womöglich auch Madrids Fall sollen England zeigen, was es geschlagen. Und sollen es mürbe machen, in der Kolonialfrage zu verhandeln. Entweder müßte nun England seine Hand schützend über die spanische Republik halten oder aber einige Kolonien versprechen für den Fall, daß Hitler den Franco fallen läßt. Aber England tut keins von beiden. Warum nicht?

Natürlich stimmt es: Spanien kann fascistisch werden, und das britische Reich ist höchstens bei Gibraltar mehr als bisher bedroht. Was aber, wenn Francos Erfolge ... nach Frankreich hinüberspielen?

Es war in den letzten Tagen sehr verdächtig, von einem neuen spekulativen Angriff auf den französischen Franken zu lesen, wobei klar wurde, daß das Kapital in Frankreich nicht aufhört, Blum und die Linksregierung zu sabotieren. Die Weigerung neuer Kredite für den Staat steht hinter der Frankenschwankung! Blum lebt von Vorschüssen der Bank von Frankreich, und an diesen Vorschüssen soll er nach dem Willen Hitlers, Mussolinis, Francos, de la Rocques stürzen und dem französischen Fascismus Platz machen. Das wäre für England ein anderes und gefährlicheres „Malaga"! —an—

# Kleine Umschau

Wir sind zwar momentan mitten drinnen in der Fastnacht, die Herrenfastnacht ist sogar schon so gut wie vorüber und die Bauernfastnacht beginnt mit dem morgigen Tag, aber trotzdem ist z'Bärn vom Fastnachtsleben nur sehr wenig zu verspüren. Auf den Plakatsäulen und den Inseratenseiten der Zeitungen sind zwar der Schänzli- und der Corsomaskenball angekündigt, das ist aber dann auch alles. Und dieses Jahr hätten wir doch ein so famoses Motto für Maskenbälle gehabt, nämlich die „Verdunkelung". Und so ein „Luftschutzverdunkelungsmaskenrummel" mit dunkelblauen elektrischen Birnen und einer sonstigen Beleuchtung, bei der man selbst das Kirschenmündchen seiner Tänzerin nur gefühlsmäßig hätte finden können, hätte doch sicher allen unternehmungslustigen kleinen Mädels famos in den Kram gepaßt.

Nun, das wären Fragen, die auf einem Verdunkelungsmaskenball wohl mit einiger Spitzfindigkeit leicht zu lösen gewesen wären, im praktischen Leben treten schon schwerer lösbare Verdunkelungsfragen auf. So frägt man sich in besonders besorgten Kreisen, ob man wohl in der Verdunkelungsperiode auch Hände und Gesicht schwarz färben müsse. Es wurde sogar schon ganz ernstlich erwogen, ob man nun nicht wieder von der „bunten Stadt", für die seit einigen Jahren so viel Propaganda gemacht wurde, abgehen und alle Häuserfassaden schwarz anstreichen müßte? Und ich selber fragte mich auch schon, ob nun Damen, welchen die gütige Natur blitzende, feurige Augen verlieh, nicht während der Verdunkelungsperioden dichte, schwarze Schleier tragen müßten und ob es ihnen während dieser Zeit wohl gestattet sei, unsere armen Männerherzen in Flammen zu versetzen? Und wenn ja, ob die in Flammen gesetzten Männer dann nicht mit schwarzen Pullovern verhüllt werden müßten?

Und da man doch nicht weiß, ob nicht so ein Flammenblick am Ende doch unerwartet in den Hafen der Ehe führt, so hörte ich mir jüngst vorsichtshalber einen Vortrag an, den eine aus Genf zu uns gekommene Dame, die aber trotzdem wahrscheinlich mit Spreewasser getauft worden ist, wenn dies überhaupt der Fall gewesen sein sollte, über die „Ehe" hielt. Das Resultat bei mir war aber so ziemlich „Ehe-negativ". Denn die Dame sprach zwar wirklich sehr neutral über die Ehefehler von Männlein und Weiblein und sie gab sogar zu, daß es auch ganz glückliche Ehen geben könne, aber sie bewies, daß die Ehe mehr Leiden, Verwirrung und Verzweiflung über die Menschheit gebracht habe, als alle andern menschlichen Institutionen zusammen. Und sie zitierte zu diesem Zwecke ganze Seiten aus dem Talmud und Aussprüche berühmter Psychoanalytiker und literarischer Größen. Sie zitierte Christian Morgenstern und Goethe, Schopenhauer und Prof. Jung. Sie zitierte sogar Sokrates, der da gesagt haben soll: „Ob Ihr nun heiratet oder nicht, Ihr werdet es auf jeden Fall bereuen." Sie gab auch einen geschichtlichen Ueberblick über die Ehe und erzählte von der Gruppenehe der Urmenschen, wo jede Frau ebenso viele Gatten hatte, als in der Gruppe Männer waren und natürlich auch jeder Mann so viele Gattinnen als sich eben Frauen in der Gruppe befanden. Und damals gab es auch noch keinen Privatbesitz und da auch eine Recherche de la Paternité unmöglich war, herrschte das „Mutterrecht" und die Männer hatten überhaupt nichts zu sagen. Dieser beneidenswerte Zustand währte aber nicht ewig. Mit dem Aufkommen des Privatbesitzes ging es damit zu Ende und als die Männer das „Vaterrecht" durchgesetzt hatten, wurde die Frau zum Besitztum und sogar zur Handelsware. Es kam die Polygamie und später die Monogamie, eine Institution für welche übrigens die Männer, ihrer Meinung nach, auch heute noch kein richtiges Verständnis hätten. Was nun die heutigen Eheverhältnisse anbelangt, so war die Vortragende, besonders in der Schweiz, für eine Erleichterung der Ehescheidungen, da die Frau bei uns nicht einmal das Recht zum Doppelverdienertum hätte, während der Mann sogar das Doppelbürgerrecht erwerben kann. Sie zählte auch alle möglichen und unmöglichen Ehemiseren auf und bemerkte, daß die eheliche Untreue heute nicht so selten sei, wie man meistens glaube, daß aber trotzdem weniger Ehen wegen des Treubruches als von wegen gegenseitigen Vorwürfen, Schulmeistereien und Nörgeleien in die Brüche gingen. Die meisten Ehen seien schon von Anfang an verpfuscht, weil die Frau vor der Ehe immer nur fragt: „Wie gefalle ich dem Mann?" und nie: „Wie gefällt der Mann mir?" Und als sie nach vollen zwei Stunden mit all ihren Argumenten zu Ende gekommen war, war auch ich überzeugt davon, daß Sokrates (siehe oben) wirklich ein hervorragender Philosoph war.

Aber auch in unserem Bärengraben gab es eine Ehetragödie, trotzdem Chrigu und Breneli kein eigentliches Bärenehepaar, sondern sozusagen erst verlobt waren. In ihrem gemeinschaftlichen Stall kam es zu einer scherzhaften Keilerei, die dann in einen ernsthaften Streit ausartete, bei welchem die arme Breni so schwer verletzt wurde, daß sie noch im Laufe der Nacht in den Bärenhimmel einging. Vielleicht waren die beiden auch zu lange „verlobt" und die Genferin sagte doch auch unter anderem, daß lange Verlobungen auch ein Grund späterer unglücklicher Ehen seien. Aber wie dem auch sei, das böswillige Gerücht, das sich in Bern rasch verbreitet hatte, nämlich, daß der Chrigu das Breneli, nachdem er es gebodigt hatte, auch gleich mit Haut und Haar aufgefressen hätte, war gänzlich aus der Luft gegriffen. Brenelis Ueberreste werden in den nächsten Tagen als saftiger Bärenschinken etc. im Menu so mancher bernischen Wirtschaft erscheinen. Da aber die Natur immer für richtigen Ausgleich besorgt ist, so zeigte sich zu gleicher Zeit, daß Idi nicht wie sonst noch jedes Jahr, ihre Jungen aufgefressen hatte, sondern sogar 3 und nicht 2, wie man glaubte, mütterlich betreut. Drillinge sind also heute auch schon im Bärengraben an der Tagesordnung. Und wir haben nun wieder einmal fünf Bärenbabies.

Und Wintersport gibts nun, allerdings nur in den höheren Regionen, auch wieder. So schön wie im Wienerwald geht es bei uns aber trotzdem nicht zu. Dort erlitten nämlich am letzten Sonntag 122 Wintersportler und Wintersportlerinnen schwere, und 114 leichte Verletzungen. Und eine Wintersportlerin verunglückte sogar tötlich. Christian Luegguet.